

dimensiOnen

Newsletter Wissenschaftsjournalismus - Heft 31, Herbst 2006

Neuigkeiten aus der Szene ...

Dieser Newsletter wurde von zukünftigen Wissenschaftsjournalisten erstellt, Studierenden der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Bachelor- und Masterstudiengänge) an der Freien Universität Berlin.

Newsletter Wissenschaftsjournalismus!

Inhalt:

Glosse: Ein Stück Lebenshilfe	1
Psychologie im Aufwind	2
Impressum	2
Kommentar: Der Informationsdienst Wissensch.	3
Interview Winfried Göpfert	4
Interview Lilo Berg	5
Interview Gerd Schuster	6
Wissen durch die 3D-Brille	8
Museumsarbeit	9
Die lange Nacht der Museen	10
Preis für Medizinjournalisten	10
Interview Barbara-Ann Rieck	11
Zu guter Letzt	11

Glosse

Ein Stück Lebenshilfe

Susi Sorglos stellt wie jeden Tag die Hausarbeit ein. Es ist 14 Uhr, Zeit für gepflegte Lebenshilfe. Das gönnt sie sich.

„Die Kallwass“, denkt Susi, „die ist kompetent, löst jedes Problem, wie sie auch schon mystisch im Vorspann den Nebel lichtet - eine Metapher!“

Was Susi nicht weiß, ist, dass Frau Kallwass Brücken schlagen möchte, zwischen der verkannten Psychologie und den Menschen nachmittags, 14 Uhr. Das klappt mit echten Menschen und echten Problemen nicht, weil die Quoten zu mies sind.

Also übernehmen seit mehreren Jahren Schauspieler die Rollen der Gäste und Geschichten eines Redakteurs die Rolle des Problems.

Ja, die alten Sendungen waren langweilig, weil die Probleme von anderen Menschen langweilig sind, vor allem wenn es echte Probleme sind. Wer auch immer den Satz sagte: „Das Leben schreibt die besten Geschichten.“, hat wohl niemals das Nachmittagsprogramm der Privatsender gesehen. Der Glückliche.

Heute ist es besonders knifflig, auch Susi rutscht nervös auf ihrem Stuhl hin und her.

Frau Kallwass er-



Rechte bei Sat1 und Filmpool

„Zwei bei Kallwass“

14 Uhr täglich, auf Sat.1: zwei Streitparteien sind zu Gast bei einer Diplompsychologin, diese löst die Probleme, meist psychischer Natur, nach Drehbuch. Die Sendung erhebt den Anspruch, Menschen mit Problemen zu helfen, indem sie aufklärend tätig ist.

fährt die Anklage, Chantal beschwert sich scheu über ihren Freund Klaus: Er schlägt sie und sammelt außerdem noch seinen Ohrenschalz. Es kommt zum verbalen Schlagabtausch, bedeutungsschwangere Gesten nehmen zu und geschickt streut Frau Kallwass psychologische Begriffe ein, die jeder versteht aber dennoch kompetent klingen.

Hinter dem ganzen Schmalz versteckt der riesenhafte Schläger einen sensiblen, angstgeprägten Charakter. Der völlig emotionslose Mann weint plötzlich bittere Kullertränen, die Lösung scheint greifbar nahe. Doch die zwanzig Minuten, in denen jedes Problem eine Lösung findet, neigen sich dem Ende. Noch ist der Konflikt nicht gelöst. Es muss etwas geschehen...

Deus ex machina.

Frau Kallwass verlässt ihr Rednerpult, tritt nah an den Riesen heran und sieht zu ihm hinauf. Sie legt fordernd oder beschwichtigend ihre Hand auf die Seinige, sieht dem Angeklagten tief in die Augen und murmelt Beschwörungsformeln. Erneut schießen Tränen in die Augen des Schauspielers, dem Drehbuch nach muss er jetzt gestehen, geläutert werden und niemals wiederkommen.

„Ja Frau Kallwass, sie haben Recht! Ich habe meine Freundin geschlagen, weil ich Angst hatte sie verlässt mich, nie nie wieder werde ich es tun!“ – „Na, dann nehmen sie sie doch mal in den Arm.“ Und die Frau mit dem blauen Auge watschelt zu ihrem Schlägerfreund und weint mit ihm zusammen dem Ende der Sendung entgegen. Die Zuschauermege jubelt, auch Susi schämt sich ihrer Tränen nicht.

Frau Kallwass sieht sehr zufrieden aus und wir erfahren, dass Klaus ein Aggressionsbewältigungskurs absolviert hat und nun mit Chantal glücklich zusammen ist, im November erwarten sie ihr erstes Kind. Sie wollen es Angelika nennen.

Auch Susi seufzt zufrieden, aber jetzt muss sie schnell wieder an die Arbeit.

Sie hört ihren Freund lautstark in die Wohnung poltern, betrunken und aggressiv, das mag sie nicht so gerne an ihm.

Sie betastet ihr geschwollenes Auge mit ein wenig Stolz, denn sie weiß ja nun, dass er nur Angst hat, sie zu verlieren, ganz normal. Der arme Kerl.

Matthias Wagner

Impressum

Herausgeber: Freie Universität Berlin,
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,
Arbeitsbereich Wissenschaftsjournalismus,
Malteserstr. 74-100, D-12249 Berlin,
Tel.: (030) 838-70300, Fax: (030) 838-70746,
E-Mail: wissjour@zedat.fu-berlin.de
Internet: www.wissenschaftsjournalismus.de
Redaktion: Winfried Göpfert (verantwortlich),
Erscheint zweimal im Jahr.

Copyright: Alle Rechte (auch Bildrechte, wenn nicht anders angegeben) liegen bei den Autoren. Nachdruck nur mit Einwilligung der Autoren und der Redaktion.

Psychologie im Aufwind

Interview mit Heiko Ernst, Chefredakteur bei „Psychologie Heute“ dem einzigen deutschsprachigen Wissensmagazin für Psychologie

Man sagt Psychologen nach, dass sie nur deshalb Psychologen geworden sind, um ihre eigenen Probleme behandeln oder deuten zu können, ist da etwas dran?

Darüber gibt es keine Statistiken, aber man weiß, dass Psychologiestudenten zu einem Teil an Fragen des Selbst, der Persönlichkeit und an Sinnfragen besonders interessiert sind. Ob das eine gute oder eher hinderliche Studienmotivation ist, kommt wohl auf das Studium beziehungsweise den Studienort an.

„Psychologie Heute“ ist das einzige deutschsprachige Wissensmagazin für Psychologie, ein wissenschaftliches Format, welches Publikum wollen Sie ansprechen?

Psychologen, Ärzte, Therapeuten, Lehrer, Manager – alle Berufsgruppe, die viel mit Menschen zu tun haben und die sich und ihre Arbeit und Persönlichkeit reflektieren wollen. Darüber hinaus natürlich den „gebildeten Laien“, alle Leserinnen und Leser, die sich für Psychologie auch jenseits der Lebenshilfe interessieren.

Die Leserschaft vergrößert sich stetig, im Jahr 1985 hatte „Psychologie Heute“ eine verkaufte Auflage von ungefähr 63.000 Stück mit leicht rückläufiger Tendenz. Ihrer Website entnehme ich, dass die neueste Auflage bei 94.000 Stück liegt. Wie kann dieser starke Anstieg erklärt werden, wurde etwas verändert?



Ich nehme an: Die Qualität des Blattes. Diese war auch in früheren Jahren gut und wir haben die wichtigen Themen gesetzt. In einem kleineren Verlag jedoch ist nur stetiges Wachstum möglich, die Qualität muss sich herumsprechen und schlägt dann kumulativ zu Buche. Werbefeldzüge können wir nicht führen. Und sicher hat auch das Bedürfnis

nach psychologischer Information zugenommen – in allen Lebensbereichen, von Wirtschaft über Politik bis zum Sport.

Auf ihrer Website steht eine Statistik, dass die Leserschaft zum größten Teil aus Frauen besteht, auch ihre Redaktion hat einen hohen Frauenanteil, sind Frauen generell eher an Psychologie interessiert?

60-65 Prozent der Leser sind Leserinnen. Frauen stellen auch im Studienfach Psychologie die Mehrheit – es interessiert Frauen offenbar etwas mehr als Männer. Sie sind ja auch eher die „Beziehungsarbeiterinnen“ – von „Natur“ und Neigung her.

Warum haben sie ausgerechnet diese Statistik (Frauenanteil der Leserschaft) veröffentlicht?

Ohne besonderen Grund. Das ist eben so.

Welche Voraussetzungen muss ein Wissenschaftsjournalist mitbringen und was ist seine Aufgabe?

Basiswissen in einem oder mehreren Wissensgebieten, idealerweise in Form eines Studiums, praktische handwerkliche Kenntnisse im Journalismus und als „weiche Faktoren“: Neugier, Kritikfähigkeit (zum Beispiel gegenüber dem Wissenschaftsbetrieb), Ausdauer beim Lesen und Recherchieren. Guter Überblick durch fleißige und vielseitige Lektüre. Er muss „Übersetzer“ sein, aber auch kritischer Anwalt des Lesers, der Öffentlichkeit.

Was sind ihre Quellen? Wo und wie recherchieren Sie?

Fachliteratur, Fachzeitschriften, Kongresse, Veranstaltungen, direkte Gespräche mit Wissenschaftlern, Datenbanken und im Internet.

Mein Eindruck ist, dass es in den USA ungleich mehr wissenschaftliche Formate in den Printmedien und auch im TV gibt, warum liegt Deutschland so weit zurück, vor allem in der Thematik Psychologie?

Das bezweifle ich. Psychologie ist heute in den USA nicht mehr so „in“. Unsere Schwesterzeitschrift hatte mal über fast eine Million Auflage, heute ist das wesentlich weniger.

Sind die Psyche, vor allem die psychischen Probleme der Menschen, in der Öffentlichkeit ein schwieriges oder ein Tabu-Thema?

Eigentlich nicht, es wird nur zu viel Unqualifiziertes, Oberflächliches und Unwissenschaftliches in Umlauf gebracht. Das hilft nicht vorhandene Vorurteile gegenüber der Psychologie abzubauen.

Was halten sie von Fernsehformaten wie „Zwei bei Kallwass“ ?

Das sind peinliche und lächerliche Sendeformate. Das hat auch nur sehr wenig mit seriöser Psychologie und mehr mit Unterhaltung und Voyeurismus zu tun.

Wann wird es wissenschaftsjournalistische Formate im deutschen Fernsehen geben mit dem Schwerpunkt Psychologie?

Weiß ich nicht – es gab immer wieder Anläufe, aber dann stand das Quotendenken und die Angst im Vordergrund, und man machte dann doch wieder Seichtes.

Das Interview führte Matthias Wagner.

Kommentar

Der Informationsdienst Wissenschaft

Der Informationsdienst Wissenschaft e.V. hat sich zum Ziel gesetzt, die Wissenschaft bei ihrem Herantreten an die Öffentlichkeit zu unterstützen. Obwohl der Verein selbst dies auf seiner Homepage kund tut, sind sich viele Nutzer nicht darüber im Klaren, dass es sich dabei um reine PR handelt.

Die Suche nach konkreten Wissenschaftsthemen war zu gegebenemmaßen nie so einfach. Nach Sachgebieten geordnet, präsentieren sich die Pressemitteilungen für eine zeitsparende Recherche. Schnell unterliegen Journalisten der Verlockung, die ausformulierten Beiträge eins zu eins zu übernehmen ohne Zeit und Aufwand in eine Gegenrecherche zu investieren. Der idw selbst beziffert die Zahl seiner Abonnement-Nutzer auf mehrere zehntausend.

Der idw wurde 1995 als Gemeinschaftsprojekt der Pressestellen der Universität Bayreuth, der Ruhr-Universität Bochum sowie der Technischen Universität Clausthal in Zusammenarbeit mit dem Clausthaler Rechenzentrum gegründet. Seit 2002 ist der idw als gemeinnütziger, eingetragener Verein organisiert.

Kritisch hinterfragt werden muss vor der Berichterstattung im redaktionellen Teil, woher die Nachrichten stammen, die später möglicherweise ohne Prüfung auf den Wahrheitsgehalt ihre Verbreitung in den Medien finden. Mitglied des Informationsdienstes und damit Urheber von Nachrichten, können laut Vereinssatzung alle „in der wissenschaftlichen Forschung, der akademischen Lehre, der Forschungsförderung, der Wissenschaftspolitik oder im Forschungs- und Technologietransfer“ tätigen Institutionen werden. Zweite Voraussetzung ist, dass diese „in Bezug auf diese Tätigkeitsfelder [...] eine eigenständige Presse-, Öffentlichkeits- und Informationsarbeit“ betreiben.

Der Jahresbeitrag für eine Mitgliedschaft beträgt zwischen 350 und 600 Euro und ist damit relativ gering, wenn man die Reichweite des Verteilers berücksichtigt. Es findet keine redaktionelle Überarbeitung der eingesendeten Materialien statt. Sie erreichen ihr Ziel unverändert und in voller Länge. Journalisten hingegen übersehen schnell, dass das Wirken des Vereins sich lediglich auf die technische Seite beschränkt.

Recherche bleibt gefragt, wenn man einer Kontaktbörse wie dem Informationsdienst Wissenschaft ein angemessenes Nutzungsverhalten entgegenbringen will. Dazu gehört auch immer, die dort verbreiteten Informationen mit einem grundlegenden journalistischen Misstrauen zu betrachten.

Jenny Langner

„Ein revolutionäres Konzept“

**Interview mit Winfried Göpfert,
Inhaber des ersten
Lehrstuhls
für Wissenschaftsjournalismus
an einer deutschen Universität**

Gibt es einen Unterschied zwischen Journalisten und Wissenschaftsjournalisten?

Heute sollte man keine Unterschiede mehr machen. Wissenschaftsjournalisten sind Journalisten, die wie andere über ein bestimmtes Fachgebiet berichten. Ein Journalist oder ein Wissenschaftsjournalist muss sich in seinem Fachgebiet auskennen.

Häufig wird Wissenschaftsjournalismus mit den Begriffen „langweilig“, „unverständlich“ assoziiert. Können Sie das nachvollziehen?

Das war lange Zeit eine berechtigte Kritik am Wissenschaftsjournalismus. Ich kann mich erinnern, dass ich Schwierigkeiten hatte, neue Sendezeiten für Wissenschaftssendungen im Fernsehen zu bekommen, weil immer damit argumentiert wurde, wir seien zu unverständlich und kompliziert.

Erst seit den 1980-ern hat sich das geändert. Die Wissenschaftsjournalisten haben sich darauf besonnen, als Journalisten zu arbeiten und sich als solche zu definieren. Heute sind sie unterhaltsam und versuchen Wissenschaft für alle verständlich zu machen.

Viele Zeitungen haben ein eigenes Ressort Wissenschaft. Ist das noch zeitgemäß?

In einigen Zeitungen wie der Frankfurter Allgemeinen Zeitung richtet sich die Berichterstattung fast ausschließlich danach, was in der Wissenschaft aktuell ist. Das mag für die Leserschaft der FAZ ein besonderer Service sein, für andere Zeitungen gilt das nicht. Die meisten Zeitungen, die zuvor eine eigene, wöchentliche Seite hatten, haben damit aufgehört. Sie orientieren sich in ihrer Themenauswahl an dem, was die Gesellschaft debattiert. Sie nehmen auf den Leser Rücksicht und versuchen auf deren Fragen eine Antwort aus der Wissenschaft zu finden.

Ist ein Wissenschaftsjournalist überhaupt noch in der Lage, die Wissenschaft zu würdigen und qualitätsvolle Berichte zu schreiben? Er muss vereinfachen und soll unterhaltsam berichten...

Der heutige Wissenschaftsjournalismus muss sich am Leser orientieren. Er kann die wissenschaftliche Genauigkeit nicht eins zu eins abbilden. Vieles von dem, was Wissenschaft ausmacht: Methode, Systematik, Genauigkeit, vieles von dem bleibt auf der Strecke. Das ist aber auch nicht die Aufgabe des Journalismus, alles eins zu eins abzubilden. Journalismus soll die Ergebnisse der Wissenschaft berichten, soweit sie für die Gesellschaft relevant sind. Schade ist vielleicht, dass oft ein Bild des Wissenschaftlers vermittelt wird, das dem eines Abenteurers oder eines Glücksritters gleicht. Die Berichterstattung ist sehr ergebnisorientiert und

erzählt nicht von der Mühsal des Wissenschaftlers, der oft ein halbes Jahr an einem Problem arbeitet.

Wie könnte man das vermeiden?

Zumindest in längeren Stücken könnte man etwas mehr von der wissenschaftlichen Vorgehensweise erzählen und auf der anderen Seite trotzdem verständlich und unterhaltsam bleiben.

Wie betrachten Sie Wissenssendungen wie zum Beispiel „Galileo“?

Das war ein revolutionäres Konzept der Privatsender, täglich eine Wissenssendung zu produzieren. Die Antwort der öffentlich-rechtlichen Sender war „nano“ auf „3-sat“. Wenn man heute einen Vergleich zieht, so orientiert sich „nano - das Zukunftsmagazin“ viel stärker an der Wissenschaft. „Galileo“ hat sich von vornherein stärker an den Zuschauern orientiert. Es war eine „Sendung mit der Maus - für Erwachsene“. Das Konzept war zu Beginn recht ordentlich. Dem Zuschauer wurde vermittelt, wie bestimmte Dinge funktionieren. Keine Wissenschaftssendung, ein *Wissensmagazin* eben. Inzwischen sind es aber fast nur noch reine PR-Filme. Das ist ein anderes Problem und die Medienanstalten müssten schon lange eingreifen, da es verboten ist, Schleichwerbung zu senden.

Wäre es ratsam, Förderprogramme zu organisieren, um die wissenschaftsjournalistische Berichterstattung zu verbessern?

So etwas ist immer positiv. Zurzeit gibt es ein „Qualifizierungsprogramm“ von der Bertelsmann-Stiftung. Auch die Einrichtung meines Lehrstuhls an der Freien Universität wurde durch eine Stiftung, die Robert Bosch Stiftung, gefördert. Es wurde ein Zusatzstudiengang eingeführt und wir haben viele Wissenschaftsjournalisten sehr qualifiziert ausgebildet. Inzwischen haben uns in Bremen, Dortmund und Darmstadt weitere Hochschulen nachgeeffert. Auch dort werden Studiengänge zum Wissenschaftsjournalismus angeboten. Die Bedeutung der Wissenschaftsberichterstattung hat in unserer Gesellschaft enorm zugenommen.

Die Fragen stellte Gülistan Senkaya

Neues Handbuch Wissenschaftsjournalismus



Im Oktober 2006 erschien die fünfte, völlig neubearbeitete Auflage von „Wissenschaftsjournalismus: Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis“, Hrsg.: Winfried Göpfert.

Das Lehrbuch enthält Beiträge von Wissenschaftsjournalisten aus allen Medien, die ihre Erfolgsgeheimnisse preisgeben und ihren Erfahrungsschatz zugänglich machen.

Der Wissenschaftsjournalismus hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. So wurden in der Neuauflage fast 80 Prozent aller Texte von neuen Autoren verfasst.

Die Ressortleiterin

Interview mit Lilo Berg, Leiterin der Wissenschaftsredaktion bei der Berliner Zeitung

Lilo Berg hat Psychologie und Germanistik studiert. Nach Abschluss ihres Studiums arbeitete sie zunächst als Redakteurin in einem Münchner Verlag für technische Fachzeitschriften, sie wechselte zur „Süddeutschen Zeitung“ in die Wissenschaftsredaktion und war anschließend als Leiterin der Wissenschaftsredaktion bei der „Woche“ in Hamburg tätig. Lilo Berg hat 1995 das Wissenschaftsressort der „Berliner Zeitung“ aufgebaut und leitet es seitdem mit großem Engagement.

Für eine Wissenschaftsjournalistin haben Sie relativ ungewöhnliche Fächer studiert. Wie kamen Sie trotzdem zu dieser Tätigkeit?

Ich bin in den Achtzigerjahren zum Journalismus gekommen – ohne Volontariat oder Journalistenschule. Das wäre heute kaum noch denkbar, aber damals hatte man es als Quereinsteigerin noch leichter. Es gab auch noch keine Studiengänge, die explizit Wissenschaftsjournalisten ausgebildet hätten. Wissenschaft war damals ein Orchideenressort und die Redakteure kamen aus den unterschiedlichsten Bereichen. Im Ganzen waren es viele glückliche Wendungen, die mich in diesen Beruf gebracht haben.

Warum gerade Wissenschaftsjournalismus?

Das schien mir das Spannendste zu sein. Als Wissenschaftsjournalistin lernt man viel Neues dazu. Es ist anders als zum Beispiel im Politikressort, wo man es unter Umständen über Jahre hinweg mit den gleichen Akteuren auf der Bühne zu tun hat. In meinem Gebiet habe ich das Gefühl, ich erweitere meinen Horizont täglich und lerne viel über das Leben und für das Leben.

Bei der Berliner Zeitung sollten Sie das Wissenschaftsressort aufbauen und leiten!

Ein Ressort aufzubauen, das war eine neue Herausforderung. Ich kam hier in Berlin an, hatte einen Raum, einen Tisch, einen Computer und dann hat man mir noch einen Stuhl reingerollt – so habe ich angefangen. Ich hatte im Oktober 1996 noch keine Mitarbeiter, die musste ich erst suchen. Ich fand es ganz toll, dass man mir das alles zutraute und mir dabei alle Freiheiten ließ.

Anfangs gab es eine Wissenschaftsbeilage, seit 2001 machen Sie eine tägliche Wissenschaftsseite!

Beim Zuschnitt der Beilage orientierte ich mich an dem, was ich von der Süddeutschen Zeitung her kannte und was den Wissenschaftsjournalismus in Deutschland ausmacht, nämlich: Naturwissenschaften, Medizin, Technik und Umwelt. Ich wollte aber auch neue Akzente setzen. Ich interes-

sier mich sehr für Geschichte, also habe ich auch Wissenschaftsgeschichte ins Programm genommen und ebenso Wissenschaftspolitik.

Was macht eine Ressortleiterin?

Feste und freie Mitarbeiter finden, motivieren, anleiten; jeden Tag die bestmögliche Seite machen und die Interessen des Ressorts nach innen und außen vertreten. Wichtig ist auch die Qualitätssicherung.

Wie sieht der Leser aus, der sich für die Wissenschaftsseite der Berliner Zeitung interessiert?

Der letzte Readerscan hat ergeben, dass uns Männer und Frauen zu gleichen Teilen lesen. Meistens sind diese zwischen 35 Jahren und 50 Jahren alt, es sind aber auch jüngere und ältere Menschen unter den Lesern vertreten. Vom Bildungshintergrund sind unsere Leser ganz unterschiedlich, da ist alles dabei: vom Akademiker bis zum Hauptschüler.

Welche Quellen nutzen Sie?

Das sind heute vor allem die elektronischen Quellen, über die die renommierten internationalen Zeitschriften, aber auch Hochschulen und außeruniversitäre Forschungsinstitute ihre Nachrichten verbreiten. Bei den Zeitschriften sind zunächst Nature und Science zu nennen, die großen internationalen Forschungsmagazine und medizinische Fachzeitschriften wie The Lancet oder das New England Journal of Medicine. Sie verbreiten ihre neuesten Veröffentlichungen, ihre Forschungsergebnisse innerhalb Deutschlands oft über den IDW, den Informationsdienst der Wissenschaft: Mehr als fünfhundert Pressestellen von Forschungsinstituten und forschenden Unternehmen speisen ihre News dort ein. Sehr wichtig für unsere Arbeit ist auch der US-amerikanische Newsdienst Eurekalert. Hinzu kommt: Berlin ist mittlerweile eine Art Hotspot für den Wissenschaftsjournalismus in Deutschland. Hier finden wichtige Pressekonferenzen und Kongresse statt, viele gute Informationen praktisch vor der Haustür. Die bekannten Nachrichtenagenturen bringen mehr Wissenschaftsmeldungen als früher – die durchforsten wir ebenfalls regelmäßig. Und dann schauen wir natürlich, was die anderen Medien machen und holen uns auch da manche Themenidee. Im Vergleich mit anderen Ressorts wage ich zu behaupten, dass das Wissenschaftsressort die meisten Quellen hat.

Wie filtern sie aus dieser Fülle von Informationen das Wichtigste für die nächste Ausgabe heraus?

Ich und meine drei Mitarbeiter haben alle ein unterschiedliches Fachgebiet: Biomedizin, Technik, Raumfahrt und Physik und Umwelt- und Tierthemen. Jeder scannt regelmäßig seine Newsdienste und die Agenturen. Aus vielen Themen wird dann nach den allgemein journalistischen Kriterien das Aktuelle, Relevante und Interessante herausgesucht. Dabei hilft die Erfahrung sehr.

Finden Sie es problematisch, dass heutzutage wichtige medizinische Forschungen von der Finanzierung großer Pharmaunternehmen abhängig sind?

Zum Teil. Einerseits ist medizinische Forschung sehr teuer und nur potente Firmen können sich das leisten. Andererseits wird wenig Lukratives nicht ausreichend beforscht. Zum Beispiel Naturheilverfahren, aber auch seltene Krankheiten oder Krankheiten, die fast nur in armen Ländern vor-

kommen. Man muss aufpassen, dass wichtige Entwicklungen nicht am Geld scheitern.

Wie tasten Sie sich an besonders schwer verständliche Themen ran?

Gerne diskutiere ich, wenn es die Zeit erlaubt, mit Kollegen darüber. Im Gespräch merkt man schnell, wo Lücken sind und was man noch recherchieren muss.

Und wie erklären Sie diese fachspezifischen Sachverhalte letztendlich dem Leser?

Ich muss es mir selber gut erklären können. Oder ich versuche es, anderen im Gespräch zu erklären. In meinem Ressort ist es üblich, alle Texte von Kollegen gegenlesen zu lassen. Wenn meine Kollegin zum Beispiel etwas nicht verstanden hat, dann notiert sie ihre Bemerkungen und eventuell Verbesserungsvorschläge in den Text und ich überarbeite ihn daraufhin.

Sie selber führen viele Interviews. Welche Ratschläge können Sie jungen angehenden Journalisten mit auf den Weg geben?

Eine gute Vorbereitung ist wichtig. Man sollte eine Idee haben, wie man an die Leute rangeht, sich die wichtigsten Fragen überlegen. Auf was kommt es mir wirklich an? Was will ich unbedingt von dem anderen erfahren? Es sollten nur wenige Grundfragen sein, damit man flexibel bleibt und den Kurs je nach Gesprächsverlauf auch mal etwas abändern kann. Was ich lernen musste, war die Lockerheit: den Interviewpartner ruhig etwas laufen zu lassen im Gespräch, nicht zu weit, aber ihn auch nicht zu sehr an die Kandare zu nehmen. Heute nehme ich viele Interviews nicht mehr auf Band auf, das hätte ich mir früher nicht erlaubt. Aber im Produktionsstress hätte ich oft gar keine Zeit, das Band abzuhören. Ich schreibe mir jetzt meist nur die wesentlichen Worte auf und wenn ich die einigermaßen treffe, erinnere ich mich später an den gesamten Kontext. Ich versuche, möglichst schnell nach dem Gespräch das Interview zu tippen. Bei der Autorisierung lasse ich mir den Wortlaut bestätigen.

Das Interview führten

Jennifer Gebhardt und Leonie Mildenerberger

Wissenschaftsnacht so gut besucht wie nie zuvor

139.856 Besucher erlebten bei mehr als 1.600 Programmpunkten hautnah, wie spannend und vielfältig Forschung in der Region Berlin/Potsdam ist. Damit stieg die Zahl der Besucher gegenüber dem Vorjahr um 20 Prozent.

Am 13. Mai 2006 fand die „Lange Nacht der Wissenschaft“ nun schon zum sechsten Mal statt. Von 17:00 Uhr bis 01:00 Uhr stellten Forscherinnen und Forscher aus über 100 beteiligten Einrichtungen, Hochschulen und Instituten ihr Arbeitsgebiet mit spannenden Experimenten, Führungen und Präsentationen vor.

Die nächste "Lange Nacht der Wissenschaften" findet am 9. Juni 2007 statt.

Sarah Machleb

Stern der Wissenschaft

Interview mit Gerd Schuster, Reporter im Ressort „Wissenschaft und Medizin“ der Zeitschrift „Stern“

Wie sind Sie zu dem Beruf Wissenschaftsjournalist gekommen?

Das ging so, wie vieles im Leben geht – durch Zufall: Ich schrieb, seit ich 17 war, für das Feuilleton der FAZ eher Lyrisches, habe mich aber immer sehr für Chemie, Biologie, Botanik, Zoologie usw interessiert. Als ich nach fünf Jahren bei der „Washington Post“ in London zu Reuters nach Bonn kam, damals der deutschen Zentrale, stellte ich fest, dass die Artikel des Reuter-Wissenschaftskorrespondenten Lloyd Timberlake aus der Londoner Zentralredaktion nicht verwendet wurden - wohl, weil sie für die Kollegen ein wenig zu „hoch“ waren. Ich nahm mich ihrer an und hatte erstklassigen Abdruckerfolg. Als ich merkte, dass ich sachliche Fehler übernommen hatte, wertete ich die internationalen Wissenschaftsmagazine selber aus und ergänzte die Informationen durch eigene Interviews mit Forschern. Alles in meiner Freizeit, ich arbeitete ja im Ressort Politik, aber unter meinem Namen. Ich hatte noch mehr Erfolg und mochte die Materie nicht mehr missen.

Was sind für Sie die besonderen Reize dieses Berufes?

Das sind die vielen Reisen (jahrelang etwa 150 Flüge im Jahr), bei denen man immer viel Neues sieht; vor allem aber die Chance, Umweltschweinen, Tierquälern und der Industrie auf die Finger zu klopfen wenn sie es verdienen. Etwa anzuprangern, dass Heilkräutertees total mit Pestiziden und Schwermetallen verseucht sind – was der Teeindustrie wohlbekannt war. Mit solchen Artikeln kann man wirklich etwas ändern. Heute ist diese Art Journalismus aber leider kaum noch gefragt, weil viele Chefs Prozesse scheuen und mit Grund um ihre Anzeigen fürchten. In dem Maße, wie sich die Zeitschriften schlechter verkaufen und das Anzeigenaufkommen sinkt, wird die Arbeit schwerer.

Welche speziellen Fähigkeiten sollte ein guter Wissenschaftsjournalist für Sie haben?

Er muss unbedingt schwierige Sachverhalte verständlich ausdrücken können (so, dass „Oma Müller“ es kapiert) ohne die Aussage zu verdrehen oder Fakten zu verfälschen. Und er muss das unbedingt wollen. (Es geht immer, kostet aber eine Menge Hirnschmalz.) Er muss eine gehörige Portion Misstrauen gegenüber Verlautbarungen von Politikern, Industrie und Standesorganisationen aller Art oder Tierschützern besitzen, denn deren Angaben sind meist falsch oder halbfalsch. Er muss davon ausgehen, dass ihn die Chemie-, Pharma-, Tier- und Atomindustrie immer belügt. Er muss,

um diesem begegnen zu können, stets bestens informiert sein und sein Wissen ständig vergrößern. Und er muss sich bei Artikeln trotz aller Wut aller Emotionen enthalten. Knallharte und wasserdichte Fakten sind die beste Munition. Aber sie sind meist sehr schwer zu finden. Ich habe aber immer rausgekriegt, was ich wollte. Es hat nur manchmal etwas gedauert und viel Arbeit gekostet.

Wie sind Sie zu Ihrem Themenschwerpunkt gekommen?

Durch mein Gerechtigkeitsempfinden. Wenn man sieht, welche Schweinereien begangen werden, ohne dass einer dagegen protestiert oder darüber informiert, hat man als Journalist die verdammte Pflicht, etwas zu unternehmen. Bei mir war das so in Sachen Pelztierzucht oder Atomindustrie. Ich bin einmal morgens um vier über den Zaun einer Pelztierfarm geklettert, weil man mir offiziell immer nur speziell für mich auf Hochglanz gebrachte Zuchtbetriebe gezeigt hatte und ich ihren Normalzustand sehen wollte. Ich habe mein Leben in Gefahr gebracht, weil ich im Pazifik auf Atollen herumgelaufen bin, wo die Amerikaner unter anderem die erste Wasserstoffbombe gezündet haben. Auf dem Eniwetok-Atoll, auf dem ich war, gingen, wenn ich mich recht erinnere, 43 Atombomben hoch, und heute sterben die Einwohner immer noch an den Spaltprodukten. Ich bin in Wiederaufarbeitungsanlagen, Schnellen Brüttern und dem amerikanischen Atomtestgelände, der Nevada Test Site, gewesen. Ich wusste, das Plutonium ist überall (man führt Reporter bis zehn Meter an die Stelle des einstigen Bodennullpunktes (Ground Zero) von Atombomben heran!), aber ich bin trotzdem hingegangen. Durch ihre 950 Atombombenexplosionen in den USA – viele davon unter freiem Himmel – hat das Militär Hunderttausend US-Bürger umgebracht, aber niemand schreibt darüber – jedenfalls keine großen nationalen Blätter. Ich hab's getan, im FAZ-Magazin und im Stern.

Haben Sie einen Tipp für angehende Journalisten, wie man sich zu einem schwierigen Thema einen Zugang verschaffen kann?

LESEN, LESEN, LESEN - und zwar nicht den Spiegel oder den Stern, sondern Original-Literatur, Fachbücher und -zeitschriften. Wenn man zuerst nur Bahnhof versteht, nachsehen. Es gibt genügend Lexika. Wissen ist die beste Waffe.

Wie sieht Ihre Rolle bei der Auswahl und Durchsetzung von Themen aus? Inwieweit fühlen Sie sich eingeschränkt? Wie erleben Sie Pressefreiheit?

Früher habe ich meine Themen so gut wie immer auswählen können. Heute werden mir die meisten abgelehnt - in dem Maße eben, wie investigative Reportagen nicht mehr „in“ sind, Ökologie als Thema „out“ ist und wegen schleppenden Verkaufs und nachlassenden Anzeigenaufkommens

in der ganzen Branche gespart werden muss. Zur Durchsetzung, wenn damit der Weg geschriebener Geschichten ins Blatt gemeint ist, bin ich nicht befugt. Das ist Sache der Ressortleitung. Pressefreiheit gibt es, oft aber nur auf dem Papier.

Wie sieht das Feedback auf Ihre Artikel seitens der Leser aus? Wie gehen Sie damit um?

Das Feedback ist oft recht groß, besonders bei so genannten „Aufregern“, also Tiergeschichten oder Verbraucher-Artikeln. Leider schreiben auch viele Irre. Sie werfen einem in beleidigendem Ton („Sie Scheiß-Schreiberling“ ist eine der höflicheren Anreden) vor, Fakten zu unterdrücken, die in Zeile vier oder fünf der beanstandeten Story zu lesen waren. Es schreiben auch viele Professoren, die offenbar dafür von der Industrie bezahlt werden. Früher habe ich denen in aller Ausführlichkeit mit Bibliographie geantwortet. Dazu habe ich keine Zeit mehr; es hat auch keinen Sinn. Briefe von Querulanten werfe ich weg, Briefe Hilfesuchender beantworte ich sofort.

Sie sind seit über 40 Jahren als Journalist tätig. Welches Thema hat Sie in Ihrer Journalistenlaufbahn am tiefsten beeindruckt?

Die menschenverachtenden Aktivitäten der militärischen und der zivilen Atomindustrie. Die US-Rüstungshetzer haben durch die Atomversuche im eigenen Land Hunderttausende umgebracht. Das ist kein Witz und keine Übertreibung. Ich habe mit Überlebenden, die oft

Dutzende von Operationen durchgemacht hatten, seit sie Teenager waren, gesprochen, auch mit Navajos, die man damals das Uran ausbuddeln ließ – ohne jeden Schutz und ohne ihnen zu erzählen, dass das gelbe Mineral gefährlich war. Sie sind alle an Lungenkrebs gestorben. In den „four corners“, den vier betroffenen Bundesstaaten um Arizona und Nevada, habe ich ganze Dörfer gesehen, in denen nur Witwen lebten.

Wie haben sich die Bedingungen im Wissenschaftsjournalismus verändert?

Man kann heute weiterhin über das Liebesleben der Eintagsfliege schreiben. Knüppelhartes, Provokantes und Investigatives, was Ärger mit mächtigen Lobbies oder Industrien verursachen wird, ist – jedenfalls auf dem Gebiet der Wissenschaft – nur noch schwer möglich.

Haben Sie das Gefühl, mit Ihrer Arbeit etwas bewegen zu können?

Ich habe oft etwas bewegt. Zwar verläuft sich jede Verbraucher-Panik, wie BSE zum Beispiel, nach sechs Wochen im Sand, aber ich habe einige Diskussionen in Parlamenten fremder Länder hervorgerufen, eine Anzahl von Gesetzesänderungen oder zumindestens Novellen bewirkt, einigen Leuten den Spaß an Pelzmänteln genommen oder ihr Misstrauen vor der Atomenergie gestärkt. Mehr schafft man nicht.

Die Fragen stellte Silke Schneider

„ich habe Diskussionen hervorgerufen, Gesetzesänderungen bewirkt, einigen Leuten den Spaß genommen oder ihr Misstrauen gestärkt. Mehr schafft man nicht...“

Wissen durch die 3D-Brille

**Bericht
von
Silke Schneider**

**Wissen ist auf dem Vormarsch.
Die Welle der informativen
Wissensformate in Fernsehen,
Radio und Presse will nicht abreißen.**

**Das Zauberwort heißt Infotainment
und steht für Informationen in unter-
haltsamer Form.**

**Diesen Trend haben auch
die 3D-Kinos erkannt
und sich zu Nutzen gemacht.**

Das Licht geht aus. Es wird still im Saal. Die letzten 3D-Brillen werden hastig aufgesetzt und der Film beginnt. Eben noch im Kinossessel - plötzlich auf Reisen durchs unendliche Weltall. Staunen. Ehrfurcht. Durch die Menge geht ein unterschwelliges Tuscheln. Es ist voll in dem großen Saal. Von dem stetigen Rückgang der Besucherzahlen in der Kinobranche ist nichts zu spüren an diesem Samstagnachmittag. Einige Kinder, und bemerkenswert viele Erwachsene füllen die Reihen des Cinestar Imax 3D-Kinos in der Hauptstadt.

Das Kino im bekannten Sony Center gehört zum Marktführer der Branche, der Lübecker Cinestar-Gruppe. Es ist eines der modernsten 3D-Kinos Europas und besitzt mit knapp 600 Quadratmetern die größte Kinoleinwand Berlins.

Im Programm stehen in erster Linie informative Filme, oft mit wissenschaftlichem Hintergrund.

So kann man in dem Dokumentarfilm „Galapagos 3D“ auf den Spuren Darwins die Tierwelt der Inselgruppe erforschen, und an der Seite einer Meeresbiologin die faszinierende Unterwasserwelt kennenlernen. Eine ganz andere Welt eröffnet sich dem Zuschauer in „Mission Mond 3D“, die mit Hilfe der NASA gefilmt wurde. Der Film vermittelt dem Publikum einen originalgetreuen Eindruck von Schwerelosigkeit, unendlicher Weite und den nach Neil Armstrong mehr oder weniger kleinen Schritten auf dem Mond.

„Das Imax zeigt in erster Linie Dokumentarfilme.“ So Daniel Sibbers, Pressesprecher des Cinestar Imax im Sony

Center. „Sie eignen sich besonders zur Darstellung in 3D: die großen Bilder geben den Zuschauern das Gefühl, tatsächlich da gewesen, nah dran zu sein, sie erreichen Tiefgang. Auch für die zeitliche Beschränkung von 45 Minuten sind solche Filme der ideale Stoff.“

Wissen ist „in“. Das zeigt bereits der Slogan des Cinestar Imax ‚Wissen erleben‘. „Unser Konzept ist vergleichbar mit dem der Sendung „Galileo“. Unsere Zielgruppe sind ganz normale Menschen, die sich für ein bisschen mehr interessieren“, so Daniel Sibbers, „bei wissenschaftlichen Informationen steht die Unterhaltung immer im Vordergrund.“

Einen besonderen Service bietet das Cinestar Imax für Schulklassen an. Unter dem Motto „Unterhaltung die bildet“ werden kostenlos unterrichtsbegleitende Materialien angeboten, sie sind als Ergänzung zu Unterrichtsfächern wie Physik, Biologie oder Geographie gedacht. Daniel Sibbers: „Unsere Filme sind in wissenschaftlicher Hinsicht vereinfacht und populär dargestellt. Um den schulischen Ansprüchen zu genügen, gibt es von uns zusätzliche Informationen, die über den Film hinausgehen und einen Hintergrund bieten.“

Zudem gibt es Kooperationen mit wissenschaftlichen Einrichtungen. So besuchten vor einigen Wochen Studenten des Leipziger „Space Education Institute“, welches auch von der NASA gefördert wird, das Cinestar Imax und sahen sich den Film „Mission Mond 3D“ an.

Das Cinestar Imax ist eines von ehemals zwei 3D-Kinos in Berlin. Seit Ende Juli im Discovery Channel Imax-Theater im Debis Center der letzte Vorhang gefallen ist, ist es das Einzige. Die Insolvenz folgte nach einer verlorenen gerichtlichen Auseinandersetzung. Das Discovery-Theater war vor allem wegen seiner besonderen Kuppelleinwand von über 1000 Quadratmetern bekannt. Das eindrucksvolle Gebäude stammt von Stararchitekt Renzo Piano, und wurde 1998 eröffnet. Die Schließung des 3D-Kinos im Debis Center ruft bei der Konkurrenz im Sony Center gemischte Gefühle hervor: „Die Lage in Berlin war für beide 3D-Kinos nicht leicht, es war schon sehr, sehr eng. Trotzdem finden wir es schade, dass die anderen schließen mussten, das Kuppeltheater war etwas Besonderes. Wenn man sich allerdings den Markt in Deutschland anguckt, war eine solche Entwicklung absehbar. Von ehemals zehn Imax Theatern existieren heute nur noch vier in Deutschland. Daran sieht man auch, dass es keine Besonderheit des Berliner Marktes war, dass unsere Kollegen schließen mussten“, so Daniel Sibbers.

Die Lage der Kinobranche ist angespannt. Neben fehlenden Blockbustern und schlechten Filmen machen der Kinowelt Trends wie die heimische Aufrüstung des Wohnzimmers mit Großbildfernsehern, Dolby Surround Anlagen und DVD-Playern, vor allem aber die Verbreitung von Raubkopien Konkurrenz und lassen die Zuschauerzahlen sinken. Diese Entwicklung macht auch den 3D-Kinos zu schaffen. Ein weiteres Problem, so Daniel Sibbers, ist dass „die Situation für 3D-Kinos auf der ganzen Welt schwierig ist, da überhaupt wenig Filme produziert werden und es so kaum Abwechslung gibt“.

Museumsarbeit: Ein Weg, Wissenschaft zu vermitteln

**Interview
mit
Brigitte Irmschler**

Brigitte Irmschler ist Museumspädagogin im Museum für Kommunikation in Berlin, greifbar zu machen. Schon viele Kinder haben durch die Ideen der studierten Lehrerin einen spielerischen Zugang zur Kommunikationsgeschichte gefunden.

Sind Sie als Kind selbst gern ins Museum gegangen?

In meiner Kindheit gab es kaum die Möglichkeit, in Museen zu gehen. Viele waren durch den Krieg zerstört. Doch wenn es die Möglichkeit gab, dann bin ich gern ins Museum gegangen.

Sie haben Grundschullehrerin studiert, wie sind Sie zur Museumspädagogik gekommen?

Nach dem Studium habe ich viele Jahre als Grundschullehrerin gearbeitet. Dann studierte ich Methodik des Deutschunterrichts und erwarb den Abschluss als Diplompädagogin. Nach einem Umzug nach Berlin fand ich eine Anstellung im Postmuseum der DDR und war verantwortlich für den Aufbau der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit/Museumspädagogik. Inzwischen bin ich 20 Jahre in diesem Museum als Museumspädagogin tätig.

Was sind Ihre Aufgaben als Museumspädagogin für Schulklassen im Museum für Kommunikation Berlin?

Ich suche nach Ideen, Kindern und Jugendlichen das Museum für Kommunikation nahe zu bringen. Diese Ideen werden dann gemeinsam mit meinen freien Mitarbeiterinnen in Form von Führungen, thematischen Veranstaltungen und Kreativprojekten in unserem Haus angeboten.

Einen nicht geringen Zeitrahmen nehmen die telefonischen Beratungsgespräche in Anspruch. Besonders Lehrer und Lehrerinnen wollen Hinweise zu den museumspädagogischen Angeboten.

Worin liegen die Schwierigkeiten bei der Vermittlung von wissenschaftlichen Themen an Kinder?

Die Schwierigkeit liegt darin, die Veranstaltungen und Führungen dem Alter und Wissensstand der Kinder und Jugendlichen entsprechend vorzubereiten. Sie sollen spielerisch Wissen vermittelt bekommen und Spaß dabei haben. Eine große Orientierungshilfe sind der Lehrplan und meine Erfahrungen. Hilfreich ist es auch, Rücksprache mit den Lehrern zu halten.

Wie wichtig ist die Orientierung am Lehrplan?

Wir orientieren uns immer sehr stark am Lehrplan. Denn durch die Anbindung der Veranstaltungen locken wir natürlich auch mehr Schulklassen ins Museum, die den Besuch als Ergänzung zum Unterricht ansehen. Viele Rundgänge passen thematisch auch zu mehreren Themen, die im Lehrplan gefordert werden.

Wie nehmen die Schulklassen Berlins Ihre Angebote an?

Unsere Angebote werden gut angenommen. Im Durchschnitt finden pro Monat 50 Führungen / Veranstaltungen für Schulklassen statt. In den Ferien sind es weniger. Es kommen allerdings auch viele Klassen zu uns, die sich das Museum mit Hilfe unserer Suchspiele selbst erschließen wollen. Diese Suchspiele sind museumsbegleitende Hefte, in denen die Kinder Fragen zu beantworten haben. Seit Jahren arbeiten wir auch eng mit dem JugendKulturService zusammen. Dieser gibt den Super-Ferien-Pass heraus und nimmt unsere Angebote in sein Ferien-Programm auf.

Welche Führungen oder auch Aktionen sind bei den jungen Besuchern des Museums besonders beliebt?

Die Renner sind die Führungen „Vom Brief zur E-Mail – ein kleiner Museumsrundgang“ und „Was ist Kommunikation?“. Zudem werden die Kreativangebote Kleine Detektivschule, Erfinderwerkstatt oder Das Museum als Spielraum gern genutzt.

Ein Tipp für Studenten: Inwieweit ist ein Quereinstieg in die Museumspädagogik über andere Studienfächer wie z. Bsp. Kommunikationswissenschaft zu empfehlen?

Generell ist ein Quereinstieg in die Museumspädagogik für Studenten mit Studium Lehramt oder Erziehungswissenschaften günstig, weil hier die pädagogische, psychologische und methodische Ausbildung eine wichtige Rolle spielt. Kommunikations- und Medienwissenschaft sind aber auch ein guter Ansatz. Ich plädiere jedoch schon für ein Lehramt-Studium. Durch die methodische Ausbildung wissen wir, wie wir auf die Kinder eingehen können, wie wir ihre Aufmerksamkeit auf die Ausstellungsobjekte lenken und keine Langeweile aufkommen lassen.

Das Interview führte Svenja Radtke

Kontakt:

Brigitte Irmschler

Museum für Kommunikation Berlin

Leipziger Str. 16, 10117 Berlin

Tel.: 030 202 94 205, Fax: 030 202 94 111

E-Mail: b.irmschler@mstp.de

Internet: <http://www.museumsstiftung.de>

Die lange Nacht der Museen

Reportage von
Leonie Mildenberger

Der leichte Nieselregen auf dem Rathausplatz von Berlin scheint niemanden ernsthaft zu stören. Etwa 500 Menschen sind gekommen, um sich die Eröffnungsrede von Klaus Wowereit zur Langen Nacht der Museen anzuhören. Als „Appetitregener“ und „Orientierung“ sei die Lange Nacht der Museen gedacht, um „sich einen Eindruck von der hervorragenden Museumslandschaft Berlins“ zu machen, sagt der regierende Bürgermeister.

Bereits zum 20. Mal laden die Museen Berlins interessierte Nachtschwärmer ein. Und es sind viele gekommen, 236.000 Besucher registrieren die Museen in dieser Nacht. Die Busse des Shuttle Service, die zu den verschiedenen Museen fahren, sind hoffnungslos überfüllt. Man ist froh, wenn man es geschafft hat aus dem Bus auszusteigen und sich dem Museum zu nähern.

Im Pergamonmuseum ist heute der letzte Tag der Sonderausstellung „Der Ball ist rund – Kreis, Kugel, Kosmos“. Auf der Treppe zum Pergamonaltar sitzen Touristen. Spanische, englische und französische Wortfetzen, wenn man die Treppe hochsteigt. Ruhig ist es in dieser Nacht in den Museen nicht.

Vor allem nicht in der Galerie der Deutschen Guggenheim Berlin. Schon in der Eingangshalle knallt und pufft es laut wie zu Silvester. Um Explosionen von Knallkörpern geht es dort. Die Deutsche Bank lädt in ihrem Innenhof die Besucher ein, sich auf einer Großbildleinwand die Explosionsprojekte des chinesischen Künstlers Cai Guo-Qiang anzuschauen. Bis auf die lautstarken Explosionen hört man fast nichts, weil die Besucher wie gebannt auf das auf der Leinwand brennende Haus schauen, das gerade dank sehr vieler Feuerwerkskörper in sich zusammenbricht. Nach diesem Spektakel sind, wenn man sich kurz umhört, die Meinungen geteilt. Die einen halten ihn für einen krankhaften, verspielten Pyromanen, die anderen können in seinen Explosionsprojekten durchaus Kunst entdecken.

Der Weg zum Film- und Fernsehmuseum Berlin gestaltet sich schwierig. Die Shuttle-Busse sind noch immer zu voll und können ihren Zeitplan nicht einhalten, sodass man bisweilen bis zu 15 Minuten im Regen wartet. Im Museum angekommen erwartet den Besucher eine interessante Reise durch die Geschichte des Deutschen Films. Es sind vor allem ältere Frauen anwesend, die gekommen sind um sich die Marlene Dietrich Ausstellung anzuschauen. Besonderes Interesse gilt den Originalkleidern der Dietrich. Ein „Oh wie

schön“ und „Ach wie bezaubernd“ rutscht fast jeder Frau beim Anblick der Kleider über die Lippen.

Der sichelförmige Mond leuchtet hell über dem Martin Gropius Bau, vor dem eine 20 Meter lange Schlange auf Einlass wartet. Ein Promotioenteam verteilt kleine Proben eines Erkältungsbades an die wartenden Besucher. „Genau das Richtige für so alte Frauen wie mich.“, hört man eine Dame sagen. Jeder ist neugierig auf die Ausstellung „Ägyptens versunkene Schätze“. Drinnen angelangt möchten manche Besucher sofort wieder raus, so überfüllt ist es. Die Menschenmassen drängeln sich vor jedem einzelnen Ausstellungsstück. Das vom Programmheft versprochene „Eintauchen in eine wiederentdeckte Welt“ gelingt heute Abend nur schwer.

Im Shuttle zur nächsten und letzten Station für diese Nacht, dem Deutschen Technik Museum sieht man in viele müde Gesichter, das Gähnen scheint wie eine Welle durch den Bus zu gehen.

Im Museum um 0.45 Uhr angekommen, hört man noch die letzten Minuten der Musik eines Live Acts aus Portugal. Wenige Besucher tanzen rhythmisch zu den Klängen, die zum Ausklang der Nacht passen.

Müdigkeit und schmerzende Beine lassen einen längeren Besuch im Technikmuseum leider nicht mehr zu, welches sich zu der 20. Langen Nacht der Museen ein großes Sonderprogramm mit Aktionen für Kinder und Schifffahrten auf der Spree ausgedacht hat. Aber man ist froh noch einen kleinen Abstecher in dieses Museum gemacht zu haben, denn nirgendwo sonst wird man so sehr an die Grundschulausflüge im jungen Alter erinnert.

Um 2 Uhr morgens ist man wieder am Ausgangspunkt vor dem Roten Rathaus angelangt. Jetzt wo die Lange Nacht vorbei ist, ist es doch noch ruhig geworden.

Preis für Medizinjournalisten

Noch bis zum 31. Dezember dieses Jahres können Beiträge für den Europäischen Journalistenpreis des Verbandes Deutscher Medizinjournalisten vorgeschlagen werden.

Sie sollen sich durch die Verwendung unterschiedlicher Darstellungsmittel sowie durch einen kritischen, objektiven und gut recherchierten Blick auf ein aktuell für die Medizin und Gesundheit relevantes Thema auszeichnen.

Vorgeschlagen werden können alle in Europa erschienenen Medienberichte aus den Bereichen Print, Hörfunk, Fernsehen und Film.

Der mit 7.500 Euro dotierte Preis ist von der Bayer HealthCare AG gestiftet und wird seit 2003 verliehen.

<http://www.journalistenvereinigung.de/Preise.htm>

Interview mit der Wissenschaftsjournalistin Barbara-Ann Rieck

Barbara-Ann Rieck schreibt für die Tagesspiegel-Beilage der Freien Universität Berlin „Neues aus Wissenschaft und Forschung“ und für das Ressort „Wissen und Forschen“ der Berliner Tageszeitung „Der Tagesspiegel“.

Sie arbeitet auch für Rundfunk und Fernsehen. Unter anderem war sie lange Zeit stellvertretende Ressortleiterin beim Europäischen Kulturkanal arte in Straßburg und betreute redaktionell das arte-Kulturmagazin „Metropolis“ für die Film- und Fernsehproduktionsfirma AVE.

Wie sind Sie zum Wissenschaftsjournalismus gekommen?

Es hat sich so ergeben. Ich halte den Wissenschaftsjournalismus für ein spannendes und zukunftsträchtiges Feld. Zur FU-Beilage kam ich, nachdem ich für den Tagesspiegel einen Artikel über Alberts Speers Berliner Wohnungsbaupolitik geschrieben hatte. Ich erfuhr, dass das Redaktionsteam der FU-Beilage Mitarbeiter suchte und wurde dorthin empfohlen.

Wollten Sie schon immer Journalistin werden?

Ja. Seit meiner Schulzeit. Ich habe neben dem Studium der Romanistik und Geschichte ein Praktikum gemacht, Artikel für Tageszeitungen geschrieben und Radio- und Fernsehbeiträge gemacht. Das Fach Journalismus oder Publizistik habe ich nie studiert.

Sie schreiben über Geisteswissenschaften, Kultur aber auch über naturwissenschaftliche oder spartenübergreifende Themen. Ist für den Journalisten ein großes Allgemeinwissen vonnöten?

Ja, ein breites Wissen ist unbedingt erforderlich. Einzelne Fakten kann man nachschlagen. Aber man muss in der Lage sein, Informationen in größere gesellschaftliche oder historische Zusammenhänge einzuordnen. Leider ist das immer seltener der Fall.

Sehen Sie sich eher als Aufklärer oder als neutraler Vermittler?

Eher als Vermittler. Ich nenne das "Brückenbauer", weil ich mit meinen Artikeln Brücken zwischen der Wissen-

schaft, ihrer häufig schwer verständlichen Sprache und dem Zeitungsleser schaffe. Hinzu kommt, dass sich viele Wissenschaftler mit dem Schreiben publizistischer Texte oft schwer tun. Sie brauchen professionelle Hilfe, um ihre Botschaft allgemeinverständlich zu transportieren. Mir persönlich ist es wichtig, wissenschaftliche Zusammenhänge gedanklich aktiv zu durchdringen. Davon profitiert der Artikel und ich selbst lerne auch etwas dabei.

Haben Sie ein Bild von dem "normalen Zeitungslesern" vor sich, wenn Sie schreiben?

Ja, das habe ich. Genauer gesagt von der Zielgruppe. Es ist vor allem vom Medium abhängig, in welchem Stil man schreibt. In einem Wissenschaftsmagazin ist neutrale, sachliche und seriöse Berichterstattung gefragt. Das Phänomen muss von mehreren Perspektiven aus beleuchtet werden. In der tagesaktuellen Berichterstattung – in der Boulevardpresse oder bei bestimmten Fernsehsendungen, die „Quote“ machen sollen – wird oft Partei ergriffen, die Beiträge werden unsachlich oder reißerisch. Die FU-Beilage „Neues aus Wissenschaft und Forschung“ will da einen Mittelweg gehen: Die Themen sollen wissenschaftlich korrekt aber dabei auch spannend und gefällig präsentiert werden. Denn man macht ja eine Zeitung, damit sie gelesen wird.

Hatten Sie Vorstellungen von dem Beruf, die sich als Illusionen herausgestellt haben?

Ja. Zunächst habe ich – wie viele andere auch – geglaubt ich könne aufklärerisch wirken und mit meinen Artikeln etwas verändern. Diesen Anspruch kann man meist sehr schnell begraben, wenn man im Geschäft ist und es auch bleiben will. Besonders den freien Journalisten sitzt der Auftragsdruck im Nacken. Sie müssen Geld verdienen und sich nach den Wünschen der jeweiligen Auftraggeber und nach den Marktmechanismen richten. Besonders im Fernsehbereich sind zurzeit eher populäre und unterhaltsame Inhalte gefragt. Aber da wir in einer Wissensgesellschaft leben, werden fähige Wissenschaftsjournalisten, die komplexe Zusammenhänge einfach präsentieren können, auch weiterhin gefragt sein.

Die Fragen stellte Conrad Wilitzki

Zu guter Letzt...

Comics statt Tabellen

In einer wissenschaftlichen Zeitschrift wurden erstmals farbige Comics zur Illustration einer Methode verwendet. Der schweizer Comiczeichner Walter Hollenstein illustrierte einen Beitrag für die Fachzeitschrift „Addiction Biology“.

Man erhofft sich, dass die interdisziplinären Kommunikationsbarrieren mit Hilfe der Comicsprache abgebaut werden. Lehrbücher in Schule und Studium könnten so vereinfacht werden. Komplexe wissenschaftliche Sachverhalte könnten einer breiten Öffentlichkeit leichter zugänglich gemacht werden ...

aufgespießt von Melanie Lorenz